

Hirsche oder Wildschweine ohne des Jägers Vergünstigung zu jagen. Wer in einem solchen Mannfort mit gespannter Armbrust und losgetoppelten Hunden betroffen ward, konnte nach dem „Sachsenpiegel“ gefändet und als Wildddieb bestraft werden. Ebenso verbot Friedrich Barbarossa 1157, Rebe und Stride zum Fangen des Wildes zu legen; ja sogar das Auflegen eines Vogelherdes ward zum Hoheitsrecht gemacht.

Schon frühe machte man einen Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd: unter erterer verstand man die auf Hirsche, Rebe und Schweine, — das eigentliche Vorrecht der Besitzer des Wildbanns; — die andere auf Hasen, Füchse, Wiber, Fischottern und dergleichen war meist größeren Gutsbesitzern, dem niederen Adel, Städten und Klöstern verliehen. Bären und Wölfe standen außer dem Banne; jeder durfte sie fangen oder töten, wie und wo er sie wollte; auch sonst für schädlich geltende Tiere, wie Marder, Eichhörnchen und Fasel, waren voelfreit. Wölfe oder „grife Hunde“, wie man sie nannte, bing man zur Abschreckung an Bäumen auf; doch das machte auf diese frechen Eindringlinge in Gehöfte, ja Straken so wenig Eindruck, daß man oft förmliche Volksjagden veranstaltete. Als Friedrich Barbarossa an den Bannern von Mainz wegen Erbskizung ihres Erzbischofs Strafe verhängte, befahl er, ihre Mauern niederzureißen, damit „Diebe, Hunde und Wölfe in die Stadt dringen könnten“, hatten sie doch auch den Leichnam ihres geistlichen Oberhauptes in den Stadtaraben geworfen, wo „Hunde und Wölfe“ ihren Gang hatten.

Auch in anderer Beziehung bestand schon längst ein Unterschied zwischen edler und gemeiner Jagd. Insofern, als die Jäger sich dem Rang und Stand nach in Edle und Gemeine teilten. Die edle Jagd geschah durch Erlegen mit Hunden, durch Weizen mit Vögeln oder durch Erlegen mit Armbrust, Bogen und Spieken, die gemeine Jagd aber durch Fangen in Garn, Netz oder in Schlingen und Fallen. Für ritterlich galt jede persönliche Probe des Muts, der Gewandtheit und der Kraft. Sit hingegen für gemein. Demgemäß war auch im „Sachsenpiegel“ verordnet, daß Windhunde und Hühner nicht mit Wergeld, sondern ihrem Wert nach ersetzt werden sollten, während Hof- und Schäferhunde mit einem Wergeld von 3 Schillingen taxiert wurden. — Ebenso war im „Sachsenpiegel“ die Zeit der Jagd gesetzlich bestimmt, sowie für Saatenschutz und Wildschaden Fürsorge getroffen.

Charakteristisch für den Jäger war auch schon frühe das grüne Gewand und ein mit Grauwert gefütterter Mantel, ferner ein fester Ledergurt, worin Messer, Stahl, Schwamm und Feuerstein haken; um den Hals trug er das Horn, womit er die Meute rief und das Zeichen zum Sammeln gab. Seine Waffen waren der Wurfspeer zum Erlegen des Hirsches, der Spiek, um Bären, Wildschweine und Wisent zu töten, Armbrust und Bogen für das kleinere Wild; zur Seite hing ihm auch ein Schwert und am Sattel seines Rosses ein Dolch- und Weidmesser zum Ausweiden und Abbalgen. Zu seiner Jagdmeute gehörten die bekanntesten weißen und gesteckten Braden, die von den Jägern am Seile geführten Keithunde, die zur Beklagd verwandten Windhunde, harte Hunden zum Fang der Hirsche, Bären und Säuen. Interessant ist, daß schon damals mancherlei abergläubische Meinungen herrschten, die heute noch nachwirken, wie ein Krähenfresser beim Auszug, das Aufstiegen eines Mäusefalken oder ob eine Frau dem Ritter das Schwert gereicht; heutzutage gilt es bekanntlich für ein Unflückszeichen, wenn dem Jäger eine alte Frau begegnet; auch darf man ihm ja nicht „viel Glück“ wünschen, — dann passiert's Gegenteil.

Unterwegs traf der Jäger Unterkunft bei Forstaufsehern, sonst mußte er wohl auch Dörten aus Raub und Zweigen herrichten. Nahmen Damen teil an der Jagd, so traf man wohl größere Vorbereitungen. Da schickte man Küche und Dienerchaft voraus, um Zelte aufzuschlagen und Mahlzeiten herzurichten. Der ganze Hofstaat samt Amtleuten, Schreibern, Kämmerern und Kaplänen zog mit; Saumtiere und Wagen brachten alles an Ort und Stelle, was zur Behaglichkeit und Luitbarkeit beitrug. Damit aber auch das Seelenheil nicht zu kurz käme, richtete man in einem Zelte eine Kapelle ein, damit an einem Tragaltar die Messe gehalten werden konnte.

An der großen Hirschjagd, der sogenannten Hönstischen Jagd, die unserer heutigen Parforce-Jagd im Freien ähnlich, beteiligten sich auch die Damen. Hatte man an Reispuren oder geknickten Zweigen die Fährte eines Hirsches gefunden und mit frühem Grün bezeichnet, dann begann die Hebjagd mit Aufgebot aller Mannschaft und Meute mit Hörnerklang und Hundegebell durch Dick und Dünn, durch Geträuch und Wasser zu Fuß und zu Ross. Reiter und

Schützen mußten hier vorzugsweise ihre Geschicklichkeit zeigen, und war das Wild angeschossen, dann pflegte es die Meute zu heben. Wer den Hirsch erlegte, hatte das Recht, von einer anwesenden Dame einen Kuß zu verlangen. — Schon bedenklich war eine Saugab, die, wenn man es an Vorkicht fehlen ließ, mit dem Leben geüßt werden konnte. Wenn der Ritter mit dem Kolben auf das Hühnwerk geschlagen, machten die Jäger mit ihren Hörnern einen Hölleklarr, um das Wildschwein aufzuheben. Dann verfolgten die Windhunde den Reiter, hinter ihnen her stürzte der Ritter zu Ross, um ihn mit seinem Speere zu erledigen. Der in die Enge getriebene Eber schloste wohl mit seinen Häuern mandern Hunden den Bauch auf; oft waren auch Ross und Reiter in Gefahr, bis endlich blutbespritzt und schweißgebadet der Sieger triumphierte und der ängstlich seiner harrenden Burgherrin den frischen, noch dampfenden Wildschweinbraten in die Küche lieferte.

Von den Abenteuerern und Fährlichkeiten mittelalterlicher Weidmannskunst besitzen wir noch mancherlei romantische Schilderungen; von einem gewissen poetischen Reiz umflossen sind die des Kaisers Maximilian, des letzten Ritters, die in einem wunderlichen Epos, genannt „Tenerdan“ (d. i. Abenteuerungeden) enthalten sind. Dem tollkühnen Erbherrn ist keine Felswand zu unerreichlich, den schlingigen Gensdarm zu jagen, sein Weidherfeld zu schlürfen, seine Schlucht undurchbringlich; sein polternder Stiefelblock, seine rollende Kaminne halten ihn zurück, — rafflos laßt er dem fiesenden Wölfe nach, wie es Schiller so anschaulich in seinem „Alpenjäger“ und Wilhelm Tell schildert. Nicht ist es, wie im dortigen Volksaberglauben der „Bergesalte“, der ihm Halt gebietet, aber zuletzt die unüberwindliche Martinswand, von der ihn ein tühner Fackfinder, nach der Meinung der frommen Tiroler — ein Engel erlöst. Bekanntlich hat der österreichische Dichter Anafius Grün in diese Abenteuerlust des letzten Ritters in einem Romanzenaufsatz verewigt. Nicht minder liebt seine anmutige Gattin Maria von Burgund, die belaische Venus, die Jagd, die ihren Gatten, den österreichischen Wolfso, als „burgundische Diana“ auf der Reiterbeize zu begeistern pflegte. Und das war ihr Verhängnis. Für Pferd schenkte vor einem festlich gefeierten Weidenbusch und warf sie gegen einen Baumstamm od. Dadurch zog sie sich eine fatale Wunde am Oberschenkel an, an der sie, da sie sich aus falscher Scham von ihrem Reitar nicht behandeln lassen wollte, zu ihres Gatten und Volkes größtem Leidwesen herben mußte.

„Es weinen alle Blumen, wenn Morgenrot erlänzt, Es springen alle Quellen, wenn Reiz ihr Ufer kränzt. Und immer, wenn man Maxens Mariens Name genannt, Dara er sein Aug, und die Träne, die atänzend drinnen stand.“

Also besingt A. Grün die allgemeine Landesstrauer beim Tode der geliebten Fürstin. Ein besonders rührender Zug bei der Schilderung der Weidenfeier ist die humberedie Teilnahme ihres Lieblingsfalken „Dominikaner“ mit seiner Dewise „Aufwärts!“ an der Bahre der teuren Herrin.

Und dies führt uns zum Schluß noch zu einem näheren Eingehen auf einen Lieblingsport des Mittelalters, auf die Dreffur der Falken zur Reiterbeize. Gibt es ein anmutigeres Bild, als eine Gekdame, die auf ihrem Reiter, mit dem verpackten Lieblingsfalken in der Hand, ihrem galanten Ritter und getreuen Knappen begleitet, zur Reiterbeize ins Röhricht reitet? Wie bezaubernd hat dies Gottfried Kinkel in seinem romantischen Epos „Dito der Schüb“ geschildert! Welche Poetie diesen edlen Vogel umflos, bewiesen auch die mancherlei sinnigen Bilder und Vergleiche, die von Minnedichtern, z. B. Walther von der Vogelweide, ihm entlehnt werden. Ja, so sehr vernarrt waren Herren wie Damen in ihren Lieblingsvogel, daß sie ihn feils, sei es auf dem Spaziergange, sei es bei Besuchen mit sich herumführten, selbst in die Kirche, wo auch hove Gattliche ihn auf des Altars Stufen setzten. Hell wie ein Falkenauge war des Gekdams Bild, und von einem Gekdamer, die verlebte Gekdame. Ebenso war ein gepuhter Falke ein Lieblingsinset der bildenden Kunst.

Außer Falken richteten andere Vorfahren auch Hühner und Sperber zur Jagd ab; man hatte diesen Sport nicht etwa von den Römern oder Griechen, bei denen die Falkenjagd unbekannt war, übernommen. Schon vom 5. bis 8. Jahrhundert an findet man auf einschmeligen Tierstücken Abbildungen dieses Stozvogels, und auch in der